

Nicole Diekmann

Die Shitstorm- Republik

Wie Hass im
Netz entsteht
und was wir
dagegen tun
können

Kiepenheuer
& Witsch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der *Verlag Kiepenheuer & Witsch* zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2021

© 2021, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung Barbara Thoben, Köln

Covermotiv © Anne Hufnagl

Gesetzt aus der Capitolina und der Nexus Sans

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-00080-1

Vorwort	7
1 Im Zentrum des Hasses – Wie sich der Sturm anfühlt	13
2 Social Media – Was hat dich bloß so ruiniert?	39
3 Facebook, Twitter und Co. – Dürfen die Tech-Riesen machen, was sie wollen?	79
4 Wo Horst Seehofer schon in den Achtzigern surfte – Was die Politik über die sozialen Medien weiß	127
5 Das Ende der Geschichten? – Journalismus in den Zeiten von Shitstorms	217
6 Und nun? – Wie es besser werden kann	259
Literaturverzeichnis	279
Anmerkungen	281

Mittwoch, 6. Januar 2021, 20.28 Uhr. Ich sitze am Schreibtisch, vertieft in die Arbeit an diesem Buch, da leuchtet mein Telefon auf – eine Eilmeldung: »USA: Demonstranten versuchen, Kapitol in Washington zu stürmen«. An diesem Tag soll dort der Kongress zusammenkommen, um die Wahl des neuen Präsidenten zu bestätigen. Sofort stelle ich die Arbeit ein und ziehe um aufs Sofa. Von dort aus werde ich an diesem Abend genauso wie viele andere Menschen auf der ganzen Welt fassungslos via CNN, BBC und Phoenix Zeugin bis dato unvorstellbarer Szenen: Menschen, unter ihnen Neonazis, dringen, zum Teil bewaffnet, in das Kapitol ein, drohen mit Gewalt, verhöhnen die Demokratie.

Auf CNN höre ich aus dem Off einen erschütterten Kommentator im Fernsehstudio sagen: »Wir alle wissen, wie es so weit kommen konnte. Wir alle wissen, dass Worte wichtig sind.«

Wenige Minuten später veröffentlicht der noch amtierende Präsident Donald Trump bei Twitter und Facebook eine Videobotschaft von rund einer Minute Länge. Darin ruft er seine Anhänger:innen vordergründig dazu auf, sich zurückzuziehen – doch richtet er auch folgende Worte an die Adresse des randalierenden Mobs: »Wir lieben euch, ihr seid etwas Besonderes.« Und er wiederholt die Lüge von der Wahl, die ihm angeblich »gestohlen« worden sei, und

relativiert die Geschehnisse: »Solche Dinge und Ereignisse passieren, wenn ein heiliger Erdrutschsieg so unfeierlich und bösartig von großen Patriot:innen weggenommen wird, die so lange schlecht und unfair behandelt wurden«, schreibt er auf Twitter. Seinem Lieblingsmedium, wo ihm zu diesem Zeitpunkt knapp 90 Millionen Menschen folgen.

Wir alle wissen, dass Worte wichtig sind.

Auch Twitter und Facebook wissen das. Die Plattformen verhindern zunächst, dass Trumps Video weiterverbreitet werden kann. Dann löschen sie es. Im nächsten Schritt blockiert Twitter Trumps Account für zwölf Stunden. Facebook kündigt an, sein Nutzerkonto bis zum Ende seiner Amtszeit zu sperren. Drei Tage nach den schockierenden Ereignissen geht Twitter noch einen Schritt weiter und sperrt seinen Account ganz. Den offiziellen Account namens POTUS – ein Akronym für President Of The United States –, den nach Trumps Abgang sein Amtsnachfolger Joe Biden übernehmen wird, lässt Twitter bestehen, löscht aber rigoros alle Tweets, die Trump von dort aus noch abzusetzen versucht.

Fünf Tote sind die Bilanz der Ereignisse in und vor dem Kapitol, eine verstörte Welt und die Sorge um die Demokratie. All das ist auch das Resultat von Worten. Auch von Worten, die in den sozialen Netzwerken die Runde gemacht haben.

Nun steht das Kapitol in Washington – was hat das mit uns hier zu tun? Die Antwort lautet: sehr viel; mehr, als die allermeisten von uns sich wünschen.

Die augenscheinlichste Parallele: der versuchte Sturm auf den Reichstag am 30. August 2020 am Rande einer

Demonstration gegen die Corona-Maßnahmen. Hier in Berlin gaben die Störer:innen zwar schnell auf und ließen sich von gerade einmal drei Polizisten abhalten. Das Ziel, die Demokratie, ihre Stätten und ihre Symbole verächtlich zu machen, ist aber dasselbe – und auch die Kanäle sind identisch, über die man sich gegenseitig aufheizt, über die man sich organisiert und verabredet, über die Verschwörungsmithen und Gerüchte verbreitet werden. Wie etwa das, amerikanische und russische Soldaten seien auf dem Weg nach Berlin oder bereits in der Stadt, um einen politischen Übergang abzusichern – diese Lüge bestärkte manche der Menschen, die die Stufen zum Reichstag hochliefen, in dem Irrglauben, sie seien die Vorhut eines Umsturzes.

WhatsApp, Facebook, Twitter, Telegram, YouTube und andere Plattformen spielen in dieser gefährlichen Dynamik eine Schlüsselrolle. Das, was sie verbreiten, richtet nicht nur am 6. Januar 2021 in der US-amerikanischen oder am 30. August 2020 in der deutschen Hauptstadt Unheil an. Es richtet jeden Tag Unheil an: Irgendeinen Shitstorm gibt es immer. Ein Tweet, ein Post, ein Bild – der Hass ist nie weit, die Meute rottet sich schnell zusammen, die Eskalationsstufen sind schnell erklommen, egal wie nichtig der Anlass, egal wie groß die Diskrepanz zwischen Auslöser und Resultat.

In Deutschland folgten auf Worte bereits weitaus furchtbarere Taten als der versuchte und gescheiterte Reichstagssturm: In der Nacht vom 1. auf den 2. Juni 1999 wurde der Kasseler Regierungspräsident Walter Lübcke ermordet. Aus nächster Nähe erschossen, von einem Neonazi. Der CDU-Politiker hatte sich in den Jahren zuvor stark-

gemacht für die Aufnahme von Flüchtlingen und wurde dafür vor allem in den sozialen Netzwerken bedroht. Dort feierten einige nach der furchtbaren Tat auch seinen Tod.

Der Mord markiert eine entsetzliche Zäsur. Zum ersten Mal in der bundesdeutschen Geschichte starb ein Politiker durch die Hand eines Rechtsradikalen. Schon kurz nach der Tat stellte der Bundespräsident einen direkten Zusammenhang zwischen Hetze im Netz und tödlichen Gewalttaten her: »Wo die Sprache verroht, ist die Straftat nicht weit«, sagte Frank-Walter Steinmeier der *Süddeutschen Zeitung*.¹

Wir alle wissen, dass Worte wichtig sind.

Steinmeier verlangte, Polizei und Staatsanwaltschaften so auszustatten, »dass sie Hass und Hetze im Netz der Anonymität entreißen und konsequent verfolgen können«. Der Fall Lübcke hätte der Punkt sein können, an dem diese Erkenntnis hierzulande nicht nur an den entscheidenden Stellen in Politik und Journalismus ankommt, sondern auch konsequentes Handeln, einen raschen Paradigmenwechsel nach sich zieht. Denn noch immer wird das gefährliche Potenzial der Plattformen unterschätzt, unsere Gesellschaft weiter zu polarisieren.

Weshalb ist es den Behörden weiterhin fast unmöglich, die Täter:innen hinter potenziell strafbaren Handlungen im Internet zu ermitteln? Sodass selbst Strafermittler:innen einräumen, dass das Netz in weiten Teilen ein rechtsfreier Raum ist. Wie konnten Facebook, Twitter & Co. derart unreguliert wachsen, dass die Politik die Macht dieser Unternehmen bisher nicht einzudämmen vermag? Warum passieren so viele Pannen in der Politik, aber auch im Journalismus im Umgang mit Social Media? Was hat

dazu geführt, dass traditionelle Medien Shitstorms hilflos gegenüberstehen? Wann hat sich die Hetze in den sozialen Netzwerken derart breitgemacht? Was können wir alle dem Hass entgegensetzen, der längst auch den Ton in unserem analogen Alltag vergiftet, unsere Debattenkultur bedroht, unsere Maßstäbe für respektvollen Umgang, Differenzierung, unsere Akzeptanz für andere Meinungen – unsere Demokratie?

Ich beobachte diese Entwicklung Tag für Tag im Netz. Und mehr noch: Ich habe sie schon selbst zu spüren bekommen. Ich stand bereits im Zentrum von Shitstorms. Deshalb kann ich erklären, wie es sich anfühlt, selbst das Ziel von Hass und Hetze zu sein.

In diesem Buch will ich beschreiben, warum die traditionellen Medien das Internet lange nicht ernst genommen haben und bis heute noch immer nicht richtig verstehen. Als Onlineredakteurin fast der ersten Stunde kann ich aus eigener Perspektive schildern, warum Zeitungen, Radio- und Fernsehsender Debatten aus dem Netz erst seit Kurzem in der gebotenen Ernsthaftigkeit und mit der nötigen Kompetenz aufgreifen, analysieren und einordnen können. Ich möchte erklären, wieso soziale und traditionelle Medien bis heute zwei unterschiedliche Kulturen darstellen.

Auch in der Politik verstehen viele Social Media noch immer nicht richtig. In diesem Buch finden sich viele Beispiele dafür, wie überfordert Parteien oft sind, wenn es darum geht, den Einfluss von Facebook und anderen Plattformen einzuschätzen. Und zu verstehen, wie populistische Kräfte das ausnutzen und das Land zu einer Shitstorm-Republik zu werden droht. Wer mit Fachleuten spricht,

hört immer wieder einen niederschmetternden Satz: Es sei nur eine Frage der Zeit, wann der nächste Anschlag auf eine:n Politiker:in verübt würde. Die Stimmung in den Netzwerken sei weiterhin derart aufgeheizt, dass daran kein Zweifel bestehe.

Aufklärung tut not. Deshalb dieses Buch.

Samstag, 5. Januar 2019. Berlin. Die analoge Welt befindet sich noch im gemütlichen »Das Jahr wird schon noch früh genug anstrengend, jetzt bloß nix überstürzen«-Modus. Ich habe noch frei, erst in ein paar Tagen beginnen wieder Arbeit und Alltag, und schlendere durch den Supermarkt um die Ecke. In der Manteltasche vibriert mein Telefon. Eine Freundin schreibt: »Nicole, der Strache hat sich auf Facebook eingeschaltet. Ich glaube, jetzt wird's richtig schlimm. Meld dich, wenn ich irgendwas für dich tun kann.« Ich bleibe stehen, zwischen Knäcke und Käse. Mir wird heiß. Der Wahnsinn, den ich losgetreten habe, zieht immer weitere Kreise. Denn zumindest meine digitale Welt steht kurz vor der Apokalypse. Nun heißt also auch noch Heinz-Christian Strache, der österreichische Vizekanzler, den Shitstorm gegen mich an.

Was ist passiert? Vier Tage zuvor, am ersten Januar, habe ich von der ostwestfälischen Couch meiner Eltern aus getwittert: »Nazis raus«.¹ Eingemummelt in eine Wolldecke und die Unschuld eines erst wenige Stunden alten Jahres. Ich habe zu der Zeit etwa 70.000 Follower:innen. Wie übrigens auch schon im September 2018. Auch da hatte ich »Nazis raus« getwittert, auch da hatten meine Worte sehr viele Leute erreicht. Damals aber war das folgenlos

geblieben. Für mich wenig überraschend, hielt ich es doch für eine Binse, dass wir hier in Deutschland keine Nazis mehr wollen.

Eine Strategie namens »Sea Lioning«

Der Unterschied: Diesmal, an Neujahr, erhielt mein Tweet mehr Aufmerksamkeit. Satt vom Essen, übersättigt von der Familie, surfen mehr Leute als sonst mit mehr Zeit als sonst durchs Netz. Feiertage und Wochenenden eignen sich hervorragend für Shitstorms. Eine:r meiner Follower:innen antwortete auf meinen Tweet mit der Frage, wer denn für mich ein Nazi sei. Ich kannte den Account. Die Person dahinter hatte mich bereits mehrfach öffentlich kritisiert. Ich hatte mir daraufhin ihre Tweets angeschaut. In diesen Kurznachrichten attackierte sie den öffentlich-rechtlichen Rundfunk und benutzte dabei den Begriff »Lügenpresse«, der vor allem von Anhänger:innen rechter Parteien verwendet wird. Außerdem übernahm sie Tweets anderer Menschen, die Flüchtlinge und Migrant:innen als Kriminelle darstellten.

Die Strategie hinter dem scheinbar interessierten Nachhaken, wen ich für einen Nazi hielt, war mir deshalb klar: Die Frage diente nicht der Information, sondern dem sogenannten Sea Lioning. Der Begriff geht auf einen Comic aus dem Jahr 2014 zurück, in dem zwei Menschen über Seelöwen sprechen. Einer der beiden mag die Tiere nicht. Prompt erscheint ein Seelöwe auf der Bildfläche und möchte wissen, woher die Abneigung rührt. Er lässt nicht

locker, er fragt und fragt und fragt, er gibt sich mit keiner Antwort zufrieden. Der allmählich ziemlich genervte Mensch kann sich dem penetranten Seelöwen nicht entziehen. Auf meinen Fall übertragen: Egal, was ich auf die Frage antworten würde, was für mich ein Nazi sei – es würde eine neue Frage nach sich ziehen und dann wieder eine und wieder eine. Das Ziel: mich so lange zu nerven, bis ich meine gute Erziehung vergessen und für alle sichtbar aus der Rolle fallen würde. Und so freigegeben wäre zum Diskreditieren, zum Beispiel in diesem Stil: »Seht mal, die feine Journalistin, von uns finanziert und dann nicht mal in der Lage, sachlich zu antworten. Hat sie ja auch nicht nötig, ihr Geld kriegt sie ja so oder so.«

Ich hatte daran wenig Interesse und entschied mich deshalb für eine andere Option – Ironie. Und so antwortete ich: »Jede/r, der/die nicht die Grünen wählt.«² Ohne Zwinkersmiley, der die Ironie zweifelsfrei markiert hätte. Die Behaglichkeit des neuen Jahres ließ mich schludern beim eigentlich schon automatisierten Durchspielen möglicher Szenarien, welche Tretminen ich mit meinem Tweet auslösen könnte. Ein paar Stunden später, kurz vorm Zubettgehen, fragte ich mich, ob ich den Zwinkersmiley doch hätte setzen sollen. Aber der Blick in meinen Account erwies meine Sorge als unnötig. Klar, ein paar Leute kritisierten mich. Das gehört allerdings zum normalen Geschäft. Als in der Öffentlichkeit sichtbare Frau und Journalistin, die bei einem öffentlich-rechtlichen Fernsehsender arbeitet, habe ich genau das Profil, das Leute stört, die in den sozialen Medien schnell ausfallend werden. Viele darunter sind extreme Rechte.

Von den wenigen Meckerern abgesehen, blieb es ruhig. Die Annahme, ich könnte tatsächlich Menschen für Nazis halten, die SPD, CDU oder andere demokratische Parteien wählen, war offensichtlich so absurd, dass niemand drauf ansprang. Alles in Ordnung also. Dachte ich. Und das sollte sich als kolossale Fehleinschätzung erweisen.

... und dann brach er los, der Sturm aus Hass und Hetze

Zwei Tage später, am 3. Januar, sitze ich, zurück in Berlin, im Wartezimmer unserer Tierärztin. Mein sehr alter und diabeteskranker Kater Leo ist während meiner Abwesenheit zwar liebevoll von einer Nachbarin umsorgt worden. Allerdings hat er mich wohl doch mehr vermisst als erwartet und in seinem Kummer nicht gut genug gegessen, um seine Insulinspritzen ausreichend gut zu verstoffwechseln. Und so fand ich den armen Leo beim Betreten meiner Wohnung mehr tot als lebendig vor. Während wir nun auf seine Behandlung warten, kraule ich mit der einen Hand das erschöpfte, aber zufrieden schnurrende Tier. Mit der anderen Hand öffne ich die Twitter-App auf meinem Telefon.

In diesem Moment trifft mich fast der Schlag.

Reihenweise tauchen dort Antworten auf meinen Tweet auf, die mich stocken lassen. Ich sitze da wie paralysiert und höre auf, Leo zu streicheln. Mir bricht der Schweiß aus, in meinen Ohren schwillt ein Sausen heran, und ich fühle mich wie ausgeknockt. Mein Display zeigt Dutzende Be-

schimpfungen. Eine Auswahl: »Wer ist ein Nazi? Alle, die Diekmann nicht gefickt haben.« – »Ich hoffe, du wirst von mindestens 5–10 Syrern oder dergleichen richtig durchgebumst, dass du vielleicht wieder klar denken kannst.« – »Hallo Frau Diekmann, ist es zutreffend, dass jede/r, der/die nicht dieses verlauste Grünenpack wählt, ein Nazi ist? Falls dem so ist, sind Sie wohl eine grüne Bahnhofswinkerin und eine ordentliche Portion Gebärmutter- und Brustkrebs wäre für Sie angemessen. Und nein ... ich bin kein Nazi ... aber Patriot ... und wer diese Volksverräter wählt, sollte sich von einer Horde ›schutzsuchender Asylanter‹ vergewaltigen lassen. Mit freundlichen Grüßen.« – »Manche Menschen sind der lebende Beweis dafür, dass Gehirnversagen nicht unmittelbar zum Tod führt.« – »Sie würde doch keiner mehr ficken, nicht mal Nafris.« (Mit »Nafris« werden junge nordafrikanische Männer bezeichnet. Erstmals wurde diese Abkürzung einem breiteren Publikum bekannt am Neujahrstag 2017, nach den zahlreichen sexuellen Übergriffen vor allem in Köln. Die Polizei benutzte den Begriff in einem Tweet.³ Seitdem ist er ein feststehender Begriff in rechten Kreisen.) Ein anderer nennt mich kurz und bündig: »Fotze.«

Ich scrolle und scrolle, und ich scrolle weiter. Die Liste der Tweets von Menschen, die mich für das Allerletzte halten, will gar nicht mehr aufhören. Was da völlig überraschend auf mich einprasselt, ist der aufgelaufene Hass der vergangenen 36 Stunden, in denen ich nicht die geringste Ahnung hatte, was sich da gerade über mir zusammenbraut. Der Kontrast könnte nicht größer sein: das stille Wartezimmer, in dem außer mir niemand sitzt, das beruhi-

gende Schnurren meines Katers und gleichzeitig eine Flut blanken Hasses. Ich bekomme diese beiden Realitäten mit mir als Protagonistin nicht in Einklang.

Mein Fluchtreflex meldet sich: Raus hier. Nur raus hier. Raus aus diesem Wartezimmer. Raus auf die Straße, in die echte Welt, wo mir Menschen auf der Straße entgegenkommen werden, die mich weder kennen geschweige denn hassen. Die nicht wissen, dass mich gerade Dutzende, vielleicht sogar noch viele mehr, auf Twitter beschimpfen und dass die Zahl vermutlich minütlich wächst. Das wird die Verhältnisse wieder geraderücken und den Hass relativieren, der mir in diesem Moment so zu schaffen macht. Bei einem kurzen Marsch um den Block würde ich mit eigenen Augen sehen, dass die Welt noch in Ordnung ist.

Das geht aber nicht. Leo braucht Hilfe. Ich zwar auch, aber er geht vor. Mir bleibt nichts anderes übrig, als zu warten und mich zusammenzureißen: Die Tierärztin will ich damit nicht behelligen. Sie wird kaum verstehen, worum es geht, und hat darüber hinaus ja auch wirklich Wichtigeres zu tun, als eine aufgewühlte Katzenbesitzerin zu beruhigen. Also nehme ich mich zusammen, schalte das Telefon aus, als würde das helfen, und blättere in Zeitschriften. Nachdem Leo untersucht wurde und ich einige Hinweise bekommen habe, wie ich ihn wieder aufpäppeln kann, eile ich mit der schweren Katzenbox in der Hand zum Auto. Ich bin erschöpft wie nach einem Zehnkilometerlauf. Leo wird es schaffen, hat die Ärztin mich getröstet, wenigstens das, und nun schläft er gerade auf seiner Lieblingsdecke in der Box langsam ein, sediert von einem starken Schmerzmittel, das die Ärztin ihm gespritzt hat. Vorsichtig stelle ich

ihn in der Box auf dem Beifahrersitz ab und schalte mein Telefon wieder ein – ich kann nicht anders, als wieder auf Twitter zu gehen. Der Wahnsinn dort ist weiter in vollem Gange. Innerhalb der vergangenen 30 Minuten habe ich bestimmt 50 neue Nachrichten bekommen. Die allermeisten in derselben aggressiven Tonart wie die zuvor. Noch ist mir völlig unklar, was diese plötzliche Lawine ausgelöst hat. Aber ich bin noch zu durcheinander, um analytisch damit umzugehen. Erst einmal brauche ich Trost. Noch im Auto, noch immer vor der Tierarztpraxis, rufe ich meine Freundin Miriam an. Zum Glück erreiche ich sie sofort. »Hast du mitgekriegt, was passiert ist?«, platze ich heraus. »Nein, was ist denn?«, fragt sie erstaunt. Das beruhigt mich. Ich erkläre ihr kurz meine Situation, und wir verabreden uns für den Abend. Ich möchte dann nicht allein sein, denn ich fühle mich sehr einsam und wähne die Welt gegen mich. Ich brauche Mitstreiter:innen. Wenn ich ganz ehrlich bin, brauche ich sogar das Gefühl, dass mich jemand beschützt.

Die Psychologin Sophie Leisenberg arbeitet seit Längerem mit Menschen, die solche und ähnliche Shitstorms hinter sich haben. Als ich ein Jahr später anfrage, für dieses Buch zu recherchieren, rufe ich sie an. Sie erklärt mir, dass es fast all ihren Patient:innen ergeht wie mir. »Sie fühlen sich bedroht. Die Amygdala, also der Teil des Hirns, der für Emotionen zuständig ist, reagiert sehr stark. Deshalb sind Sie im ersten Moment auch nicht in der Lage, das Geschehen rational einzuordnen und Abstand dazu zu gewinnen. Sie denken nicht – Sie empfinden. Sie fühlen sich ausgeschlossen von einer Menschengruppe. Und das

aktiviert neuronal denselben Bereich im Gehirn, der aktiviert wird, wenn einem jemand körperliche Schmerzen zufügt. Das tut richtig weh, im wahrsten Sinne des Wortes.«

Bis zum Abend schaue ich immer wieder in die App – und jedes Mal ist es furchtbar, was ich dort sehe. Trotzdem kann ich es nicht lassen. Logisch ist das nicht, aber es ist *psycho*-logisch, erklärt mir Sophie Leisenberg: »Wir Menschen sind soziale Wesen. Von einer Menschengruppe ausgeschlossen zu werden, war früher hoch bedrohlich. Und deshalb bewertet das Gehirn alle Informationen, die mit diesem drohenden Ausschluss zusammenhängen, als äußerst wichtig. Dabei reagiert es mit der Ausschüttung von Dopamin – einem Sucht-Neurotransmitter. Das bedeutet, dass sich die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass man gar nicht mehr aufhören kann, die reinklickernden Hassnachrichten zu lesen.«

Abends also sitzt Miriam auf meinem Sofa, neben ihr unsere Freundin Hanne. Sie sind ebenfalls beide Journalistinnen bei den Öffentlich-Rechtlichen, zufällig beide Juristinnen und beide auch in den sozialen Medien unterwegs. Logische Konsequenz in diesen Zeiten: Beide haben auch schon Gewalt im Netz abbekommen. Mit einem guten Rotwein im Glas, einem Kissen auf dem Schoß und dem inzwischen wieder etwas fitteren Kater Leo neben uns unterhalten wir uns in meinem Wohnzimmer darüber, wie wir mit dem Hass umgehen. Miriam erzählt uns von einer Erfahrung, die sie einige Monate gemacht hat. Ihr Kopf war, nachdem sie ein sehr umstrittenes Urteil als »juristisch nachvollziehbar« bezeichnet und das im Fernsehen erklärt hatte, von Leuten, denen weder das Urteil noch Miriams

Erläuterung gefielen, in eine Spielfilmszene montiert worden. Genauer gesagt: in eine Vergewaltigungsszene. Als Opfer. Dieses Machwerk ging viral, fand also viel Verbreitung im Netz. »Ich habe nichts dagegen getan«, sagt Miriam, eine kluge, sanfte Frau. »Das hätte nur noch mehr Aufsehen erregt. Ich wollte, dass das schnell vorbei ist und ich mich auf meine Arbeit konzentrieren kann.« Was Miriam da beschreibt, ist seit einigen Jahren bekannt als der »Streisand-Effekt«: Die US-Schauspielerin Barbra Streisand hatte 2003 gegen einen Fotografen geklagt, der eine Luftaufnahme ihres Anwesens auf seiner Website veröffentlicht hatte. Erst aufgrund der Klage wurde einem breiteren Publikum bekannt, dass es sich dabei um Streisands Besitz handelte. Überdies verlor Streisand den Prozess auch noch. Hätte sie nicht versucht, die Informationen zu unterdrücken, wären sie keinem größeren Publikum bekannt geworden.

Hanne, vom Naturell her eher energisch und zupackend, war mit einer ähnlichen Situation anders umgegangen. »Ich habe die ganzen Typen angezeigt. Hat natürlich nicht viel gebracht, aber ich brauchte das für mich.«

Einerseits war unser Gespräch hilfreich: geteiltes Leid. Auf der anderen Seite aber deprimierte es auch. Da sitzen im Jahr 2019 drei Frauen zusammen und tauschen sich routiniert über Straftaten aus, deren Opfer sie wurden. Die eine war gar nicht erst gegen diejenigen vorgegangen, die sich so benommen hatten, und die andere hatte dies, wie sie sagte, nur für sich selbst getan. Keine von beiden hatte eine reelle Chance gesehen, die Täter:innen zur Rechenschaft zu ziehen.

Wir drei brachten einiges mit, das sogenannte Hater provoziert. Da ist zum Ersten, wie schon erwähnt, unser Arbeitgeber: »Öffentlich-rechtliche Medien kriegen sehr häufig was ab«, fasst Luca Hammer zusammen, den ich ebenfalls für dieses Buch interviewt habe. Hammer arbeitet als freiberuflicher Social-Media-Analyst und hat sich in den vergangenen Jahren einen Namen damit gemacht, Shitstorms auszuwerten – also mithilfe von Analysetools auf Hasswellen im Netz zu schauen. Meinen Shitstorm – er spricht lieber von »Empörungswellen« – beschreibt er als einen prototypischen: »Solche Wellen werden von Leuten mit wenigen Follower:innen, also von kleineren Accounts, angestoßen, in der Regel von rechten Accounts. Dort sieht man, dass es jeden Tag gegen alles Mögliche geht. Diese Accounts versuchen, etwas aufzugreifen, und adressieren dann manchmal schon größere Accounts in ihren Tweets, weil die natürlich eine ganz andere Reichweite haben. Die sollen sehen: »Da ist wieder was, das kann man jetzt wieder gut für unsere Agitation verwenden«. Manchmal klappt es, manchmal nicht.«

In meinem Fall klappte es: Ein großer, also reichweitenstarker Account wurde durch die kleineren auf meinen Tweet aufmerksam und löste so den Shitstorm aus. Hinter diesem schon zuvor einschlägig bekannten Account, sagt Hammer, stecke ein Mann oder eine Frau aus dem politisch rechten Spektrum: Er nennt sich »hartes Geld«. Auch das ist sehr typisch. Die bei den Behörden auflaufenden und unter dem Sammelbegriff »Hassrede« verbuchten Delikte kommen stets aus einer politischen Richtung, erzählt mir der Sonderermittler Christoph Hebbecker am Telefon:

»Ganz klar rechts. Zu einer deutlich überwiegenden Anzahl, grob gesagt zwischen 80 und 90 Prozent, kommt das aus der rechten Ecke.«

Hebbecke ist ausgewiesener Fachmann für Hass im Netz – und ein Pionier. Er verfolgt seit Februar 2018 als Sonderermittler in der *Kölner Zentral- und Ansprechstelle Cybercrime*, kurz: ZAC, Hassrede im Netz. Die ZAC ist die zentrale Anlaufstelle für die nordrhein-westfälischen Staatsanwaltschaften und Polizeien, wenn es um Cyberkriminalität geht. Hebbecke ist selbst Staatsanwalt und zusammen mit einer Kollegin ausschließlich zuständig für die strafrechtliche Verfolgung von Hate Speech.

Die Psychologin Sophie Leisenberg erklärt den rechten bis rechtsextremen Hintergrund der meisten Shitstorms und die von Hammer bereits erwähnte Agenda so: »Es geht in vielen Fällen um die Diskreditierung freier Medien mit unterschiedlichen Zielen: Ressourcen zu verbrennen, sensible Themen so sensibel zu machen, dass man sie vielleicht mit größerer Vorsicht anspricht und dadurch dann auch eine gewisse Einschränkung der Meinungs- und Medienfreiheit erfolgt.« Tatsächlich berichten die Forscher:innen hinter der 2019 veröffentlichten repräsentativen Studie *Hass im Netz – Der schleichende Angriff auf unsere Demokratie*, dass 63 Prozent der Befragten der Aussage zustimmten: »Hass im Netz schränkt die Meinungsfreiheit ein, weil Nutzer*innen sich seltener zu ihrer politischen Meinung bekennen.«⁴ Dieses Phänomen, entweder nichts mehr oder weniger in den sozialen Netzwerken beizutragen oder sich gar ganz aus ihnen zurückzu-

ziehen, ist dermaßen gut bekannt und verbreitet, dass es dafür einen eigenen Begriff gibt: Es handelt sich um den »silencing effect«, der Menschen in den sozialen Netzwerken verstummen lässt.⁵

Nun gehört zu meinen Charaktereigenschaften – mit allen Vor- und Nachteilen – ein sehr ausgeprägter Trotz. Ich sehe es nicht ein, mich einschüchtern zu lassen. Also gehe ich am Morgen nach dem Treffen mit Miriam und Hanne in die Offensive. Der Abend und der Zuspruch haben mir gutgetan, ich bin ausgeschlafen, der Kater macht einen fitten Eindruck, ins Büro muss ich heute auch noch nicht, also suche ich mir zwischen all den neu aufgelaufenen Hassbotschaften zwei, drei der besonders üblen Sorte heraus und antworte. Ich versuche einerseits zu erklären, dass ich natürlich *nicht* alle Menschen, die andere Parteien als die Grünen wählen, für Nazis halte. Und mache mich aber andererseits auch ein bisschen lustig darüber, dass man auf meinen offensichtlichen Scherz überhaupt reinfallen kann. Mit dieser Taktik fahre ich seit Jahren ganz gut. In den sozialen Netzwerken ist der Ton immer mal wieder sehr harsch, und ich habe ziemlich früh entschieden, nicht zu schweigen, sondern mithilfe einer Mischung aus Freundlichkeit und Sarkasmus zu signalisieren, dass ich mich nicht zurückziehe und hoffe, dass solche Kommentare aufhören, wenn ich sie ignoriere. Bisher hat das gut geklappt, meistens kehrte dann schnell Ruhe ein.

Nachdem ich mich also zur Wehr gesetzt habe, fühle ich mich wieder wie ich selbst und gehe ein Geschenk für die Nachbarin besorgen, die sich über die Feiertage um Leo

gekümmert hat. Dass er über seinen Trennungsschmerz zu wenig gegessen hat für seinen Insulinbedarf, ist ihr wohl nicht aufgefallen. Sie ist ja keine Tierärztin. Mein Telefon lasse ich trotz wiedergewonnenen Mutes lieber zu Hause; der Shitstorm wird nicht von jetzt auf gleich enden, sagt mir meine Erfahrung. Ein paar letzte müde Ausläufer werde ich wohl noch hinnehmen müssen.

Dies soll sich als meine zweite kolossale Fehleinschätzung erweisen.

Als ich nämlich Blumen gekauft und mit der Nachbarin Kaffee getrunken habe und wieder nach Hause zurückkomme und Twitter öffne, muss ich feststellen: Ich habe mit meinen Antworten keineswegs für Ruhe gesorgt, sondern eine zweite Hasswelle ausgelöst. Erneut wische ich mit meinem Daumen über das Display meines Smartphones und sehe noch mehr Nachrichten, in denen ich beschimpft werde. »Alle Geisteskranken, welche die versiffeten Grünen wählen, sind die wahren Nazis, Sie verblödete Dummhure!« – »Ich freue mich auf die Disziplinierung der Frau durch den Islam. Schließlich sind es hauptsächlich Frauen, die seiner zügellosen Ausbreitung Raum gaben. Ihr habt die eigenen Männer zu Pussies gemacht. Bald kriegt ihr den gewünschten unweißen Mann, der nicht mehr lang fackelt.« – »Unintelligente Person mit Vaginalhintergrund könnte man auch zu Ihnen sagen. #Dumme-Fotze« – »Du bist der beste Beweis dafür, dass der Hirntod nicht das Ende des Lebens sein muss.«

Und wieder läuft dasselbe Muster ab: Mir wird heiß, in meinen Ohren dröhnt es.

Doch diesmal kann ich weg, jetzt wartet kein Haustier

dringend auf eine Spritze, die es wieder aufpöppelt. Ich ziehe meinen Mantel wieder an und verlasse die Wohnung, um das Gefühl abzuschütteln, dass ich umzingelt bin von Feind:innen, dass ich einen Tsunami erlebe. Das Schlimme ist, dass ich die Reaktionen dieses Mal zu Hause gelesen habe, also in meinem Schutzraum. Erst mit wachsender Entfernung zu meiner Wohnung schaffe ich es, den Ort, an dem ich den Hass entdeckt habe, zu entkoppeln von dem Ort, an dem er entstanden ist. Und in dem ich mein Telefon habe liegen lassen. Es fühlt sich inzwischen toxisch an; alle niederträchtigen, primitiven Nachrichten erreichen mich ja darüber. Ich trage den Hass in meiner Hosentasche mit mir herum, wenn ich das Telefon dabei habe. Eigentlich sollte ich es ausgeschaltet lassen, sagt mir die Vernunft. In den kommenden Tagen wird mir das aber nicht immer gelingen.

Denn sooft mir Freund:innen und Kolleg:innen raten, Twitter nicht zu öffnen und mir das, was dort los ist, nicht anzutun, ertappe ich mich trotzdem immer wieder dabei, wie ich es dann doch nicht lassen kann und mir die Reaktionen durchlese. Dahinter steckt auch Sehnsucht nach dem Gefühl, die Kontrolle nicht komplett zu verlieren. Ich kann die Debatte nicht beeinflussen – zumindest nicht positiv, das habe ich ja gemerkt. Wenn ich das schon nicht kann, so mein verzweifelter Gedanke, dann will ich wenigstens wissen, wie massiv der Sturm gegen mich wütet. Ich will zumindest ein Gespür dafür haben, was in meinem Leben los ist.

Im Nachhinein ein naiver Wunsch.

Den Abend verbringe ich allein zu Hause. Einerseits

ist mir zwar nach Gesellschaft, andererseits aber würde es nur ein einziges Gesprächsthema geben, und ich bin an dem Punkt, an dem ich aktiv verdrängen will. Sonst komme ich überhaupt nicht mehr zur Ruhe. Und ich registriere, dass die Beruhigung, die mir die Anwesenheit von mir zugeneigten Menschen verschafft, nicht lange vorhält. Die ganze Zeit frage ich mich, was wohl jetzt gerade wieder passiert, wie viele Tweets in diesem Moment abgesetzt werden gegen mich. Ich male mir aus, wie sich die Meute im Netz gegenseitig hochschaukelt und darin überbietet, mich herabzuwürdigen und zu attackieren.

Als ich im Wohnzimmer sitze und fernsehe, ruft meine Mutter an. Sie ist schnell ein großer Fan alles Digitalen geworden, ohne jede Berührungsangst. Sogar einen Twitter-Account hat sie sich angeschafft. »Nicole, wir machen uns große Sorgen«, sagt sie statt einer Begrüßung. In diesem Moment beschließe ich, erst mal nicht mehr auf den Hass im Netz zu antworten und damit noch Öl ins Feuer zu gießen. Ich habe ein schlechtes Gewissen. Meine Eltern möchte ich da nicht mit reinziehen. Ich schärfe meiner Mutter ein, sofort aufzulegen, sollte jemand mit seltsamen Anliegen bei ihr anrufen. Und Leuten, die sie auf der Straße auf mich ansprechen, nicht allzu viel zu erzählen. Ich schäme mich dafür, dass ich mich so massiv in der Wirkung meines Tweets überschätzt habe – und dass mir primitive Lemminge, die einander in ihrem Hass hinterherlaufen, derart zusetzen.

Die kommenden Tage sind geprägt von Auf und Abs. Jedes Mal, wenn ich mit jemandem aus meinem engsten Kreis spreche, gewinne ich Abstand zum Geschehen.

Meine Freund:innen und Familie sind befremdet von der vulgären Art, mit der manche im Netz auf mich losgehen. In diesen Momenten fühle ich mich nicht mehr wie eine Geisterfahrer:in, die sich selbst auf der falschen Spur wähnt. In diesen Momenten wird mein Selbstbild wieder geradegerückt.

Das Auseinanderdriften von Selbst- und Fremdbild durch Hass in den sozialen Medien und die daraus resultierenden Konsequenzen sind ein unter Expert:innen inzwischen bekanntes Phänomen. Ich habe noch vergleichsweise Glück: Ich bin erwachsen und gesegnet mit einem stabilen Selbstbewusstsein. Mein Selbstbild lässt sich zwar punktuell erschüttern, aber nicht nachhaltig.

Gerade Jüngere jedoch, erzählt mir die Psychologin Sophie Leisenberg, tappen in diese Falle. Jugendliche legen noch einen stärkeren Fokus aufs Fremdbild. Unter anderem deswegen ist die Fotoplattform Instagram bei ihnen so beliebt: Ein schönes Selfie ist da oft mehr wert als ein kluger Gedanke, und Fotos lassen sich mit Filtern verschönern. »Wenn da dann etwas verrutscht, fällt das bei den Jüngeren schwerer ins Gewicht. Der Selbstwert sackt ab. Zu den körperlichen Stresssymptomen, weil man scheinbar ausgeschlossen wird, kommen auch noch die psychischen Selbstzweifel.«

Die Stresssymptome und die daraus folgenden Konsequenzen, die Opfer von Hassrede erleiden, schildert die erwähnte Studie *Hass im Netz*: »Zwei Drittel (66 %) derer, die schon persönlich mit Hasskommentaren im Netz angegriffen wurden, benannten verschiedene negative Auswirkungen ihrer Erfahrungen mit Online-Hass [...]. So berichte-

ten zahlreiche Teilnehmende aus dieser Teilstichprobe von psychischen Problemen wie emotionalem Stress (z. B. Abgeschlagenheit, Lustlosigkeit: 33%), Angst und Unruhe (27%) sowie Depressionen (19%). Auch von Problemen mit ihrem Selbstbild berichtete ein Viertel der Befragten aus dieser Gruppe (24%). Als Folgen ergaben sich für 15 Prozent Probleme mit und bei der Arbeit und für ebenso viele Befragte Probleme in der Bildungseinrichtung, die sie besuchen.«⁶

Noch habe ich frei, und das ist auch gut so. Denn nach und nach setzen sich nun Radikale an die Spitze des Mobs: Die ersten Drohungen gegen mich werden gepostet. Manche wünschen mir den Tod, möglichst grausam, oft anschaulich geschildert, oder stellen in Aussicht, selbst dafür zu sorgen. Andere arbeiten lieber mit dem Themenkomplex »Vergewaltigung«. Kommentare und Nachrichten, die sexualisierte Gewalt beinhalten, gehören wohl zu den häufigsten Formen von Hass, die Frauen im Netz erleben.

Laut dem Pew Research Center schüren vor allem Männer Hass auf Social-Media-Plattformen. So schreibt etwa die österreichische Extremismusforscherin Julia Ebner in ihrem Buch *Radikalisierungsmaschinen*: »Die soziodemografische Forschung hat herausgefunden, dass Männer 1,76 Mal wahrscheinlicher hasserfüllten Inhalt generieren und im Netz verbreiten als Frauen.«⁷

Twitter sei dabei »die schlimmste unter allen Plattformen, allein schon wegen des beschleunigten und maskierten Flusses [des Missbrauchs], der stattfindet. Die Inhalte fühlen sich auf allen Plattformen ziemlich ähnlich

an, aber die schiere Menge an Inhalten auf Twitter macht den Unterschied«, sagt die US-amerikanische Journalistin Jessica Valenti.

Valenti gehört zu einer Reihe von Frauen, mit denen Amnesty International für die 2018 veröffentlichte und schon im Titel vielsagende Studie *Toxic Twitter*⁸ gesprochen hat. Die Menschenrechtsorganisation präsentiert darin dramatische Zahlen: Alle 30 Sekunden wurde eine Politikerin oder eine Journalistin in den USA und Großbritannien auf Twitter zum Opfer von Hate Speech. Darunter alle weiblichen Angehörigen des US-Kongresses und alle weiblichen Abgeordneten des britischen Unterhauses. Eine dieser Frauen erzählte Amnesty, dass sie den Nachnamen ihres Kindes in der Schule änderte, sodass es nicht mit ihr in Verbindung gebracht werden konnte. Eine andere, dass sie Medienauftritte ablehnte, sobald ihre Schwangerschaft sichtbar wurde – aus Angst vor Drohungen und Beleidigungen gegen ihr ungeborenes Kind.

Die Psychologin Sophie Leisenberg sieht auch hier einen Zusammenhang zur überwiegend aus dem rechten politischen Spektrum stammenden Gewalt im Netz: »Frauen und Männer werden im rechten Weltbild sehr stark in ihren jeweiligen Rollen gesehen. Gerade Frauen, die sich emanzipieren, die eine Stimme haben, sind natürlich nicht kompatibel mit diesem Männlichkeitsbild.« Selbstverständlich sei nicht gleich jeder Rechte, auch nicht jeder Neonazi, automatisch ein Frauenhasser. Aber diese vermeintlich klaren Rollenbilder führten bei vielen dieser Männer zu einem Streben nach einem Ideal, das mit dem echten Leben wenig zu tun habe. »Es ist eine Überaufwer-

tung des Mannes als starker Held, der nie schwach ist, der auf alle herabblicken kann. Um das zu erreichen, müssen sie irgendwie kompensieren, denn so ideal ist ja niemand. Das muss man innerpsychisch irgendwie herstellen, und das geht fast nur über Abwertung.«

Das Problem der verbalen Gewalt auf den Plattformen hat eine dermaßen große und bedrohliche Dimension angenommen, dass sie inzwischen sogar zum Beispiel in der UN-Resolution 68/181 thematisiert wird. Dort lässt sich nachlesen, »Verstöße gegen die Informationstechnologie, Missbrauch, Diskriminierung und Gewalt gegen Frauen, einschließlich Menschenrechtsverteidigerinnen [...] mit dem Ziel, sie zu diskreditieren und/oder zu anderen Verstößen und Missbräuchen gegen sie anzustiften, sind ein wachsendes Problem und können eine Manifestation systemischer geschlechtsspezifischer Diskriminierung sein ...«⁹.

Deshalb ist es auch nahezu unmöglich, mit Argumenten zu allen durchzudringen, die sich an solchen Shitstorms beteiligen: Es geht ab einem gewissen Grad nicht mehr um eine Auseinandersetzung in der Sache.

Als einige Tage nach meinem Tweet der damalige österreichische Vizekanzler Heinz-Christian Strache und damit ein prominenter Politiker mit hoher Reichweite einsteigt, unternehme ich einen völlig ironiefreien Versuch, um die aufgeheizte Stimmung wieder abzukühlen: Ich erkläre auf Twitter, dass mein Tweet ironisch und als Reaktion auf eine Fangfrage gemeint war. Dafür ernte ich zwar viel Zustimmung – aber auch wieder Häme. Ich würde jetzt merken, dass mein ernst gemeinter Tweet nicht gut

ankomme und ihn nun als Ironie hinstellen, schreiben manche. Andere beleidigen mich auch für diesen Tweet. Ich lese mir nicht alle Reaktionen durch, denn das tut mir nicht gut, gehe aber mit der Erkenntnis schlafen, dass ich keine zufriedenstellende Lösung finden werde: Jedes Mal, wenn ich mich zu dem Thema äußere, erhält es neue Aufmerksamkeit. Äußere ich mich nicht, fühle ich mich wehrlos.

Ist die Gefahr real?

Am nächsten Morgen ist mein Urlaub vorbei, der erste Arbeitstag beim ZDF steht an. Und ich bemerke plötzlich, dass sich meine Routine geändert hat: Auf dem Weg von meiner Wohnung zur S-Bahn ertappe ich mich dabei, wie ich mich immer wieder umdrehe. Folgt mir jemand? Hat jemand meine Adresse herausgefunden? Ist unter denjenigen, die im Netz gegen mich hetzen, vielleicht auch jemand, der seinem Hass in der realen Welt freien Lauf lassen will? Noch wochenlang werde ich morgens und abends beim Verlassen des Hauses beziehungsweise des ZDF meine Umgebung scannen. Ich habe doch mehr Angst, als ich mir bisher eingestanden habe.

An diesem Montag sehe ich meine Kolleg:innen zum ersten Mal im neuen Jahr. Ein paar haben sich in den Tagen zuvor schon bei mir gemeldet, mitfühlend, solidarisch; andere fragen jetzt nach, wie es mir geht. Diejenigen, die nicht in den sozialen Netzwerken unterwegs sind, wissen noch gar nichts vom Shitstorm. Er ist zwar groß, am Ende

wird sich herausstellen, dass rund 4000 Tweets in der Hassphase an meine Adresse gingen, aber zu diesem Zeitpunkt handelt es sich noch ausschließlich um ein Netzthema.

Damit ist an diesem Tag allerdings Schluss, denn mein Shitstorm hat inzwischen ein dermaßen großes Ausmaß erreicht, dass er nun von den etablierten Medien aufgegriffen wird. Den Anfang macht der *Tagesspiegel* mit einem Kommentar, in dem der Autor den Hass gegen mich nicht nur schildert, sondern auch verurteilt und damit schließt, dass er mir Unterstützung wünscht.¹⁰ Die gab es tatsächlich von Anfang an. Schon in den ersten Tagen des Sturms stellten sich auf Twitter viele Leute an meine Seite. Einige öffentlich, andere lieber mithilfe einer persönlichen Nachricht, die nur ich lesen konnte. Ein paar begründeten das auch: Sie hätten Sorge, sonst auch ins Visier der Hater zu geraten. Das kann ich bis heute gut verstehen und merkte schon damals: Jede Nachricht, ob öffentlich oder privat, half. Allerdings drangen sie nicht alle in mein Bewusstsein. Es gelang mir nicht, ein Gefühl für das Verhältnis zwischen Hass und Solidarität zu entwickeln. Die Lautstärke der Lautstarken übertönte die Vernünftigen und Unterstützenden.

Mit dem *Tagesspiegel*-Kommentar aber wendet sich das Blatt. Er löst eine neue riesige Welle aus: eine Welle der Solidarität. Nach seinem Erscheinen erhalte ich immer mehr öffentliche Unterstützung. Fußballvereine wie Hertha BSC, der FC St. Pauli, der BVB und Schalke werden sich auf Twitter an meine Seite stellen ebenso wie Fernsehleute wie Jan Böhmermann und Dunja Hayali, *arte* und die *tagesschau* und hochrangige Politiker:innen von

der FDP über die Grünen bis zur Linkspartei. Selbst Boris Becker lässt es sich nicht nehmen, »Nazis raus« zu twittern. Und noch ein weiterer Lichtblick taucht auf: Beim Öffnen meines Twitter-Postfachs, also meiner Direktnachrichten, die nur ich dort lesen kann, fällt mir eine Nachricht mit dem Absender Hate Aid ins Auge. Sie seien, lese ich, eine junge gemeinnützige Organisation, die sich um Angegriffene hinter digitalen Hasskampagnen kümmere. Meinen Shitstorm würden sie gern zum Anlass nehmen zu lernen. Zu ihrem Angebot gehöre, rechtlich gegen diejenigen vorzugehen, die strafrechtlich relevant gegen mich auf den Plattformen hetzen, drohen oder beleidigen. »Wäre so was interessant für dich?«, fragt mich der Mitarbeiter. Plötzlich registriere ich, wie ich mich entspanne, ich spüre es körperlich. Endlich etwas, das mir konkret helfen könnte, über Trost und guten Zuspruch hinaus.

Nach dem Abend mit meinen beiden Freundinnen habe ich immer mal wieder darüber nachgedacht, ob ich gegen die Hetzer:innen vorgehen sollte. Und dann aber jedes Mal schnell innerlich abgewinkt. Dafür müsste ich alle Kommentare durchsehen: Welche könnten überhaupt strafrechtlich relevant sein? Und mit denen im Gepäck dann zur Polizei, wo nicht überall ausgeprägtes Bewusstsein für die Problematik existiert? Das weiß ich aus Gesprächen mit anderen Journalist:innen, die schon Ähnliches versucht haben. Ich bin zu angeschlagen, um mich auch noch womöglich gering schätzenden Blicken von Polizist:innen auszusetzen, die mir signalisieren, dass sie nun wirklich Wichtigeres zu tun haben, als sich mit dem Onlinezeug einer Person zu beschäftigen, die besser etwas Sinnvolleres

mit ihrer Zeit angefangen hätte. Und die sich jetzt von irgendwelchen fremden Leuten aus dem Netz verunsichert fühlt. Und es müsste Chancen dafür geben, mit so einem Vorgehen auch einigermaßen Aussicht auf Erfolg zu haben. Die Plattformen müssten die Daten der Nutzer:innen herausgeben, die strafrechtlich belangt werden könnten. Und es müsste Staatsanwält:innen und in letzter Instanz Richter:innen geben, die sich ebenfalls auskennen ... *Viele Konjunktive, wenig Lust* lautete jedes Mal mein Fazit, und ich ließ es lieber sein.

Es folgt ein Telefonat mit den Leuten von Hate Aid. Was sie mir am Telefon sagen, ist noch besser als das, was sie mir bisher geschrieben haben: Sie bieten mir an, die Reaktionen auf meine Tweets zu filtern und alles, was infrage kommen könnte für eine weitere juristische Nachverfolgung, an eine Anwaltskanzlei zu übermitteln, die sich auf solche Fälle spezialisiert hat. Ich zahle nichts, dafür bekomme ich aber auch kein Geld, sollte vor Gericht etwas herauspringen. Das wird dann reinvestiert. Als ich auflege, merke ich, wie mir eine Last von den Schultern fällt. Ich würde wenigstens versuchen können, mich zu wehren, ohne mich dafür noch tiefer in diesen Morast an Hass reinwühlen und alle Nachrichten lesen zu müssen.

Als meine Mutter mich abends anruft und nach meinem ersten Arbeitstag im Zeichen dieses Wahnsinns fragt und ob »diese Sache« denn jetzt immer noch so groß sei, ploppt auf meinem Telefon eine Benachrichtigung auf, und ich höre mich ungläubig sagen: »Ich glaube schon. Gerade hat Bundesaußenminister Maas auf Twitter seine Solidarität mit mir erklärt.«

Der Hashtag #NazisRaus führt nun die Twitter-Trends an. In den sozialen Medien spielen Hashtags eine wichtige Rolle. Hashtags sind Worte oder auch Wortketten hinter dem #-Zeichen und dienen der Verschlagwortung von Themen. Nutze ich einen Hashtag, ist mein Facebook-Post, mein Tweet oder mein Bild beim Fotodienst Instagram leichter auffindbar. Insgesamt werden etwa 100.000 Tweets, sowohl von Unterstützer:innen als auch von Gegner:innen zu diesem Thema, gepostet werden, wird der Datenanalyst Luca Hammer ein paar Monate später in einem Vortrag auf der weltgrößten Netzkonferenz re:publica in einem Vortrag berichten.

»Die Sache«, wie meine Mutter es nennt, ist jetzt nicht nur groß, sondern riesig. Und sie wächst weiter. Immer mehr Medien greifen sie auf. Es ist großartig, dass nun so viele Stimmen hinzukommen, die mich unterstützen. Ich atme ein bisschen auf. Gleichzeitig aber wünsche ich mir, dass all das endlich ein Ende hat. Ich möchte keine Angst mehr haben müssen, und ich möchte mich wieder auf meine Arbeit konzentrieren. Trotzdem geht es munter weiter: Zeitungen, Radio- und Fernsehsender wenden sich mit Interviewanfragen an mich. Freundlich lehne ich alle ab. Der Rummel soll aufhören. Ich will mein altes Leben zurück. Aber natürlich wird trotzdem darüber geschrieben, berichtet und gesprochen. Als Journalistin kann ich das nachvollziehen.

Ich bin heilfroh, sowohl bei Facebook als auch bei Instagram von Anfang an lediglich einen privaten Account angelegt zu haben. Das bedeutet, dass Leute, mit denen ich mich nicht aktiv angefreundet habe, weder meine Bei-

träge sehen noch mich dort anschreiben können. Zwar gibt es bei Facebook für jede:n Nutzer:in auch ein Postfach, das sich »Nachrichtenanfragen« nennt und das für alle dort offen ist, über das mich also auch Zuschriften von völlig Fremden erreichen können. Dieses Postfach aber ist so versteckt, dass ich zu dieser Zeit zum Glück noch nicht mitbekomme, was dort los ist. Erst Monate später, als ich den Shitstorm einigermaßen verdaut habe und Hate Aid fragt, ob sie dort auch mal für mich nach dem Rechten schauen sollen, klicke ich mich bis dorthin durch. Und stoße auch da auf Gift. In Tonalität und Brutalität stehen die Zuschriften, die ich dort zu sehen bekomme, denen bei Twitter in nichts nach. Von der Anzahl her ist es aber nicht mal ein Bruchteil dessen, was mich über Twitter erreicht hat. Nicht wirklich überraschend: Dort habe ich die »Debatte« ja losgetreten, dort hat sich der Shitstorm ja entladen.

Ein weiterer, für meine Familie und mich überaus beruhigender Nebeneffekt meiner strengen Privatsphäre-Einstellungen bei Facebook und Instagram: Niemand kann über diese beiden Kanäle Rückschlüsse auf meine Adresse ziehen, durch Fotos zum Beispiel. Das ist auch insofern praktisch, als ich in den kommenden Wochen immer wieder durch automatisierte Benachrichtigungsmails von den unterschiedlichen Plattformen informiert werde, dass Leute versuchen, meine Passwörter zu knacken. Auch das ist ein beliebtes Instrument, um Menschen einzuschüchtern. Es klappt Gott sei Dank nicht, aber ich wechsele so oft vorsorglich meine Passwörter, dass ich einige bis heute vergessen habe.